

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Landbote. 1849-1934 1854

4 (10.1.1854) Beilage zum Landboten

Beilage zu No. 4 des Landboten von 1854.

Die aufständischen Bewegungen in Konstantinopel anlangend, so erfährt die „Times“ auf telegraphischem Wege, daß deren wirklich zwei stattgefunden haben. Der zweite war am 21. Dez. Die Ordnung wurde bei beiden Gelegenheiten durch die türkischen Behörden allein, ohne Hilfe der Allirten, wieder hergestellt. Kars soll in der Gewalt der Russen sein; doch ist letztere Nachricht nicht verbürgt. Dagegen wird behauptet, die türkische Armee in Asien befände sich im Zustande der Auflösung. Selim Pascha oder General Guyon soll, einem vagen Gerüchte, das von Batum kommt, zufolge, von seinen eigenen Soldaten ermordet worden sein.

Die „N. M. Z.“ berichtigt ihre telegraphische Depesche dahin, daß es heißen müsse, „Die Flotten sind nicht ausgelaufen.“

Das Mißgeschick der türkischen Armee in Asien wird durch die neuesten Nachrichten aus Konstantinopel außer Zweifel gestellt. Die Schuld wird allgemein auf die unregelmäßigen Truppen geschoben, die sich zuletzt weigerten, zu marschiren und ihre Schuldigkeit zu thun. Sie sollen sogar ihren General Beli Pascha getödtet haben, als derselbe, um sie zur Ordnung zu bringen, auf die Aergsten der Meuterer seine Pistolen abschoss. Auch andere Befehlshaber sollen von ihren Truppen ermordet worden sein.

Der Juwelier von Straßburg.

(Fortf. u. Schluß.)

Eines Morgens schienen alle Anzeichen der Verstimmung und des körperlichen Uebelbefindens bei ihrem Vater bedeutend schwerer geworden sein. Er schickte Bertrand mit irgend einem Geschäftsauftrag aus dem Hause und rief unmittelbar nach seinem Weggehen Manon zu sich die ihn in einer großen Aufregung fand.

„Ach Manon,“ hub er an und ergriff ihre Hand, „meine gute liebe Manon, Kind meiner armen Louise! könntest, wolltest Du Deinen Vater hintergehen?“

„Nicht für die ganze Welt!“ betheuerte die Tochter, welcher der Anblick des tiefen Seelenschmerzes ihres Vaters Thränen in die Augen trieb; — „nicht für die ganze Welt würde ich Dich hintergehen, bester Vater!“

Der alte Lenoir sah sie eine Weile forschend an, dann erwiderte er: „Rein, ich kann Dir nicht mißtrauen, wenn ich in diese unschuldigen Augen blicke und bedenke, daß sie stets nur mit Liebe und Pflichtgefühl auf mir geruht haben. Und doch steigen gleichwohl schreckliche Gedanken des Argwohns in mir auf, liebes Kind, wenn ich bei Nacht allein bin oder wenn Du mir aus den Augen bist!“

Das arme Kind schmerzte und erschreckte es nicht wenig, daß ihr Vater ihr auf solch unumwundene Weise sein Mißtrauen in sie bekannte. „O bester Vater,“ rief sie mit überströmenden Augen, „was hab' ich Dir gethan, daß Du mir mit diesem Argwohn begegnest? Welcher böse Geist gibt Dir diese Gedanken ein! Wenn ich mich irgendwie verfehlt habe, so sage es mir, und sei überzeugt, daß Deine Manon Dir mehr gehorcht als der ganzen Welt, und daß sie nie etwas thun oder denken könnte und möchte, was ihrem lieben Vater Kummer machte!“

Der alte Lenoir schwieg einen Augenblick, und rief sich die Stirne, als wollte er einen bösen Gedanken aus seinem Sinne vertreiben. Dann küßte er das holde Mädchen auf die Stirne und sagte: „Ich glaube und vertraue Dir, Manon. Es ist mir etwas begegnet, was mir Pein und Sorge macht. Geh' nur, liebes Kind, und laß uns nicht mehr daran denken!“

Der Zustand der Dinge besserte sich aber in der Folge nicht. Stephan gab nur einige Tage lang sein verschlossenes düsteres Wesen auf, versiel dann wieder in den vorigen Unmuth und ward täglich verschlossener, argwöhnischer, wortfarger, und behandelte Manon mit rauer Strenge und finstrem Mißtrauen. Das Bewußtsein des stillen Liebesverhältnisses zu Bertrand konnte dem

armen Mädchen keinen Schlüssel zur Erklärung dieses befremdenden Benehmen ihres Vaters geben, denn diese seine Sinnesänderung war in allzu wenigen Wochen vor sich gegangen. Bertrand wagte endlich, dem Mädchen unumwunden seine Liebe zu gestehen. Eines Tages war nämlich der Alte ausgegangen, und als Bertrand in das Hinterstübchen hineinklickte, sah er Manon in Thränen, und versuchte sie zu trösten. Ein Wort gab das andere, und führte zu einer Liebeserklärung. Arglos und einfach, wie sie war, wollte das arme Kind nicht leugnen, daß der junge Freier ihre Neigung schon besaß, eröffnete ihm jedoch, daß sie ihren Vater niemals verlassen werde.

„Wir können ja bei ihm oder wenigstens in seiner Nähe wohnen, Manon!“ tröstete der Geliebte.

Manon seufzte und erwiderte: „Früher hab' ich wohl auch an Das gedacht und von einem solchen Zusammenleben geträumt; allein jetzt nicht mehr. Auch Du, Bertrand, hast ja noch anderwärts Freunde und Verwandte und eine Heimath!“

Bertrand schüttelte den Kopf, blickte ihr tief in die Augen und sagte: „Mit Nichten, mein süßes Kind, ich kann fortan keine Heimath oder wenigstens kein Fleckchen Erde, das ich des Namens Heimath würdigen möchte, mehr anerkennen, wo Du nicht bist!“ Er erfaßte ihre Hand, die sie ihm nicht entzog, und entwarf ihr nun in feuriger Rede ein solch verführerisches Bild eines möglichen künftigen Glückes, daß dem Mädchen das Herz beinahe überfloß. Der Schall herannahender Schritte und das Geräusch der Glocke an der Hausthüre unterbrach aber jählings das Zwiegespräch, und sie trennten sich in einem Grade von Verlegenheit, welchen nur der Inhalt ihrer jüngsten Unterredung erklärlich machte. Stephan erschrak beinahe, als er Beide sah. Zum ersten Male schien in ihm der Gedanke an die Möglichkeit einer zwischen den beiden jungen Leuten entstehenden Neigung aufzutreten, und er war an diesem Abend noch düstrier und gedankenvoller als sonst.

Am andern Morgen begab sich ein ganz unerwarteter wehmüthiger Ausritt. Stephan ging, wie er gewöhnlich that, nach eingenommenem Frühstück in seine Werkstatt und verriegelte die Thüre hinter sich; aber kaum war er drinnen, so stieß er einem lauten Schreckensruf aus, stürzte wieder heraus und schrie besessen: „Ich bin bestohlen, ich bin ein Bettler — man hat mich vollends ausgeraubt!“ Dann eilte er auf Bertrand zu, ergriff diesen beim Kragen und gab ihm auf den Kopf Schuld: er, Bertrand, sei es, der ihn bestohlen habe.

„Vater! lieber Vater!“ rief Manon aufschreiend und warf sich dem Vater an den Hals, — „er ist unschuldig! er ist eines Diebstahls nicht fähig!“

Stephan Lenoir wandte sich zu seiner Tochter und schüttelte sie heftig ab. „Schweig“, schamloses unnatürliches Mädchen! Du bist seine Mitschuldige — ja, ich bin durch mein eigenes Fleisch und Blut beraubt worden! Aber ich will mein Geld wieder haben, oder, beim Himmel! Ihr sollt mir Beide auf dem Schafot sterben!“ Stephan's heftiges Reden und lautes Geschrei hatten die Nachbarschaft aufmerksam gemacht und viele Leute unter seine Fenster gelockt. Der Juwelier rief nach der Polizei, und die Menschen draußen waren schadensfroh genug, diese herbeizurufen. Inzwischen ließ Bertrand sich zwar von Stephan festhalten, betheuerte aber zugleich ruhig seine Unschuld, und richtete zugleich einige Worte des Trostes an die arme Manon, etwa dahin lautend: ihr Vater werde seinen Irrthum bald einsehen. Dieser Anschein von gegenseitigem Einverständnis diente vielleicht nur dazu, den Groll des alten Lenoir noch mehr zu steigern. Als die Polizei kam, erklärte er seine Ueberzeugung, daß er mehrere Male durch Bertrand um kleinere Summen bestohlen worden sei, welcher ihm in der vergangenen Nacht vollends den Rest seiner Ersparnisse entwendet habe; auch gab er mit einer vor Aufregung und innerm Kampf der Gefühle heisern Stimme den Argwohn kund, daß seine eigene Tochter eine Mitschuldige dieses Verbrechens sei. Diese Anschuldigung erfüllte alle Zu-

hörer mit Entsetzen. In Folge der abgeschiedenen einsamen Lebensweise Lenoir's und seiner Tochter hatte Manon nur wenige Bekannte; Niemand kannte ihren Charakter genauer, aber ihre Jugend und Schönheit, und der wilde Schmerz, welcher sich in ihren ausdrucksvollen Zügen aussprach, hatten das kälteste Herz zu ihren Gunsten bewegen müssen. Stephan wiederholte aber seine Angabe, und die Folge davon war, daß Bertrand und Manon in Verhaft genommen und in's Gefängniß abgeführt wurde.

Lenoir's Angaben, welche sogleich zu Protokoll genommen wurden, lieferten folgenden Thatbestand: die Frucht seiner Ersparniß pflegte der alte Juwelier in einer kleinen Kasse in seiner Werkstätte zu verwahren. Bald nachdem er Bertrand Lafont als Gehilfen angenommen, hatte er einen Theil dieses Geldes vermisst, was ihn über die Maassen befremdete, da er sich nicht erklären konnte, auf welche Weise ihm das Geld abhanden gekommen sei. Gleich vom Anfang an hatte er Bertrand im Verdacht dieses Diebstahls; als jedoch ein zweiter Eingriff in diese kleine Kasse geschah, welcher zwischen Abend und Morgen geschehen sein mußte, konnte er nur auf den Schluß kommen, daß wenn Bertrand der Dieb war, er nothwendig einen Spießgesellen im Hause haben mußte, weil der Gehilfe nicht im Hause selber schlief. Der Verdacht einer solchen Mitschuld konnte aber nur auf Manon fallen, denn sie war ja die einzige Hausgenossin des Alten. Vergebens wies der Goldschmied, wie er hernach selber gestand, einen solchen Argwohn anfänglich mit Verachtung von sich; allein bald darauf geschah ein dritter bedeutender Eingriff in seine Kasse, und schien seine Befürchtungen zu bestätigen. Er konnte jedoch trotzdem sich nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß sein einziges Kind ihn in Gedanken oder That so zu kränken vermöchte. Zuletzt war, und gerade in der jüngstvergangenen Nacht, der ganze übrig gebliebene Inhalt der Kasse aus derselben genommen worden, und da er seit dem gestrigen Abend auch die Wahrnehmung gemacht hatte, daß ein geheimes Einverständnis zwischen Manon und Bertrand bestand, so war dieß genügend gewesen, um ihn von der Begründung seines Verdachts zu überzeugen. Dieß war der Grund seiner Anschuldigung gewesen. Uebrigens hatte Lenoir in seinem Verhöre zugeben müssen, daß die Kasse stets ohne Gewaltmittel geöffnet und der Schlüssel derselben, welchen er selbst in beständiger Verwahrung hatte, ihm nicht abhanden gekommen war.

Der Richter mußte zugeben, daß dieses Zusammentreffen verschiedener Umstände und dieser Schein von Schuld einen starken Verdacht gegen Bertrand und die arme Manon begründete. Mit was für widerstrebenden Empfindungen und innerer Pein Stephan Lenoir nach diesem Verhör in seine Wohnung zurückkehrte, wollen wir nicht zu schildern versuchen. Das eine Mal steigerten ihn Zorn und Geiz beinahe bis zum Aberwitz, und dann weinte er wieder bitterlich und stand auf dem Punkte, fortzueilen, um sein Kind aus dem Gefängniß zurückzuholen und die Anklage gegen sie wieder zurückzuziehen. Endlich warfen ihn Müdigkeit und Erschöpfung aufs Lager; aber der Schlaf floh ihn gleichwohl. Um sich diesen zu verschaffen, ging er an einen Schrank, um sich durch ein Gläschen Brantwein zu betäuben, er trank eins, zwei derselben, allein als er die Flasche wieder in den Schrank stellen wollte zitterte er so heftig, daß ihm das Glas entfiel und am Boden in Stücke zerschellte. Alsdann legte er sich wieder zu Bette und schlief ein. — Es war ein heller Tag, als er erwachte und zum Bewußtsein seiner einsamen Lage kam. Langsam und traurig wollte er aufstehen, als er plötzlich eine Schwere und Kälte und einen stechenden Schmerz in einem seiner Füße verspürte. Er schlug die Betttücher zurück und sah sie mit geronnenem Blut bedeckt, das aus einer tiefen Wunde an seinem Fuße herrührte. Wie er nun überrascht und betroffen über diesen Unfall nachdachte, erinnerte er sich, daß er in der Nacht das Glas hatte fallen lassen. Allein er konnte sich damals nicht ver-

setzt haben, weil er einen dicken Schuh trug, der noch neben seinem Bette stand und bei näherer Untersuchung auch nicht die mindeste Spur von Blut zeigte. In tiefen Gedanken warf sich Stephan wieder auf sein Bett; aber auf einmal schoß ihm ein seltsamer Gedanke durch den Kopf. Er sprang rasch wieder auf und eilte nach dem kleinen Kämmerchen, wo er den Brantwein getrunken hatte. Die Gläserchen lagen noch am Boden und der größte derselben war mit Blut besetzt. Er mußte also nothwendig während der Nacht dort gewesen sein und zwar im Schlafe! Noch mehr — der Kassenschlüssel, den er gewöhnlich unter seinem Kopfkissen zu verwahren pflegte, lag vor einem kleinen Spizte, welcher von der Wand weggerückt war. Stephan erschrak und blickte sich forschend um; als er hinter das Schränkchen schaute, bemerkte er das Brett verrückt, welches ein in der Mauer des Hauses aufgespartes Loch verdeckte, — er zog es vollends hinweg, und siehe da! . . . in diesem Versteck, den er sich einst in Kriegszeiten selber angelegt hatte, lag all sein Geld, das er vermisst hatte! Er kannte die Beutel, die Rollen, worin er seinen Sparpfennig aufzubewahren pflegte; er sah mit einem einzigen Blick, daß das Geld noch alles beisammen war, daß er es nicht zu zählen brauchte. — „O meine arme, meine unschuldige Manon!“ rief Stephan und schlug sich mit der Faust vor die Stirne; „der arme Bertrand! auch er ist unschuldig! Mein eigener schmutziger Geiz und meine rastlose Habsucht haben mich soweit gebracht, daß ich mich selber bestohlen habe!“

Wer den Juwelier an diesem Morgen halb angekleidet durch die Straßen rennen sah nach der Schreibstube des Stadtrichters, der mußte glauben, er sei um den Verstand gekommen. Allein bald hatte sich die Kunde von der seltsamen That des Schlafwandlers, — welcher aus einer unseligen, krankhaften, leidenschaftlichen Habsucht wirklich sich selber bestohlen — in der Stadt verbreitet, und Jedermann freuete sich über die überraschende und so zufällige Entlastung des jungen Paares von dem gemeinen Verbrechen, dessen sie beschuldigt worden waren. Vergebens würden wir zu schildern versuchen, mit welcher Zerknirschung und welchem Seelenschmerz der alte Goldschmied sich im Gefängniß vor seinem eigenen Kinde niederwarf und wie die holde sanfte Manon ihm weinend um den Hals fiel und ihn zu trösten versuchte. Und wer könnte erst den anmuthigen Anblick schildern, wie schön das schmucke Mädchen durch ihre Thränen lächelte, als ihr reuiger Vater ihre Hand in die des biedern Bertrand legte und zu diesem sagte: „Vergib mir, mein Sohn, und wenn Du mir meine Schuld wirklich verzeihst, so wollen wir uns niemals wieder trennen!“

Diese Geschichte, lieber Leser, ist keine Erdichtung, sondern so wahr, wie die Sprüche Salomo's.

Schuldienstschriften.

Uebertragungen:

- Isle, Eduard, kath. Hauptlehrer in Niederrasser, nach Biengen, A. Staufenberg.
- Reisle, Sid., kath. Hauptlehrer in Achdorf, nach H. Hemmingen, A. Donaueschingen.
- Gestorden: Schmeiser, evang. Hauptlehrer in Staufenberg.
- Pensionirt: Kaufmann, israelit. Hauptlehrer in Bruchsal.
- Offene Stellen laut Abl. des Mhkr. Nr. 1 in Bruchsal die Hauptlehrerstelle an der israelit. Volksschule mit 250 fl. festen Gehalts, fr. Wohnung oder Werthauschlag derselben u. 1 fl. 4 fr. Schulgeld von jedem Kinde.
- Graben, L. A. Karlsruhe, der israelit. Religionsschul- und Vorsängerdienst mit 135 fl. festen Gehalts, freier Wohnung, 48 fr. Schulgeld von jedem Kinde und Gefällen.
- Liedolsheim, L. A. Karlsruhe, der israelit. Religionsschul- und Vorsängerdienst mit 60 fl. festen Gehalts, freier Kost und Wohnung, 1 fl. Schulgeld von jedem Kinde und Gefällen.
- Staufenberg, A. Gernsbach, der evang. Schuldienst mit dem gesetzl. Gehalte 24 fl., fr. Wohn. u. Antheil an je 1 fl. Schulgeld von etwa 150 Kindern.

(Fruchtpreise.) Bruchsal, 4. Januar. Kernen neuer 22 fl. 4 fr., Korn neues 15 fl. 18 fr., Weisse neu 12 fl. 50 fr., Haber 5 fl. 9 fr.